



Feierabend



Der kleine Dodo.

Eine Kindernebel von ERNST DETERING.

Dodo ist ein Spätling und hätte eigentlich nicht mehr kommen sollen. Sein Vater erlag vor seiner Geburt einer Lungenentzündung, und Mutter ist so mit Gram, Sorge und Arbeit überhäuft, daß sie sich dem Knaben wenig widmen kann. Die drei andern Kinder sind fast erwachsen, selbständig und fallen der Mutter nicht zur Last. Ihre Zärtlichkeiten sind stets zur rechten Stunde angebracht, gut abgewogen und nicht ermüdend. Die drei haben es gelernt, ihre Wünsche, soweit sie erfüllbar sind, auf das mindeste herabzuschrauben.

Dodo unterscheidet sich ganz auffallend von seinen Geschwistern. Er sieht wie ein Mädchen aus, hat langes, gelocktes Blondhaar und große dunkle Augen mit tief verträumtem Blick. Wenn er traurig ist, und er ist oft traurig, kann er stundenlang abwesend sitzend und in eine Ferne schauen, die nur für ihn da zu sein scheint, und wenn er sein Träumen unterbricht, geschieht es, um eine wunderliche Frage zu stellen, auf die kein Mensch antworten kann.

Dodo ist aller Liebling. Wer ihn einmal gesehen hat, merkt sich ihn und kommt von seinen Augen nicht los. „Wo habt ihr das kleine Brüderchen, das liebe Kerlchen mit den großen Augen?“ fragen sie, und als Dodo krank wird, erkundigen sie sich: „So, so, krank ist er, der goldene kleine Junge, der immer so traurig ist? Ja, was fehlt ihm denn?“

Dodo ist ein sehr zartes und feines Kind, mit blasser Haut, die von dünnen blauen Naderchen durchlaufen ist. Aber die Mutter ist um sein Bleichsein nicht besorgt, sie hat gar keine Zeit dazu. Den ganzen Tag schuftet sie in der Küche, am Waschfaß, am Plättbrett, und für die Abendstunden hat sie sich Klidarbeiten besorgt. Trotzdem ist es ungemein schwer, vier Kinder zu ernähren, zu kleiden und ausbilden zu lassen. Die Arbeit ersticht alles Frohe, Weiche, Fräuliche in Dodos Mutter, macht sie hart und läßt sie rasch altern.

Sie übersieht, daß der kleine Knabe nur für seine Mama lebt, mit ihr verwachsen und verwoben ist und nicht lassen kann, um sie zu sein. Seine wenigen Spielsachen sind um ihren Arbeitsplatz aufgebaut, so daß sie in Hast und Eile darüber stolpert und Dodo „böses Kind“ schilt. „Überall bist du im Wege,“ sagt sie, „und den ganzen Tag klebst

du an mir herum. Du siehst doch, daß ich keine Zeit habe.“

Das ist wahr, er könnte sich ein wenig allein oder mit andern Kindern beschäftigen. Seine Geschwister haben ihr nie am Schürzzipfel gehangen, es ist eine Qual mit seiner Anhänglichkeit.

Dodo sieht das verfinsterte Gesicht seiner Mutter, die er so über alles liebt, daß er sich gar keine Vorstellung mehr davon machen kann. Seine Augen werden noch dunkler, ein starrer Zug verkrampft seinen Mund, in seinem Gesicht zuckt und arbeitet es, und nun bricht es doch los mit Weinen, seine unruhigen Händchen streichen über Mamas Kleid, über ihre Hände, mit stodender Stimme fleht er angstvoll: „Nicht Mama böse Dodo sagen, nein, nein, gutes Kind Dodo . . . gut ist Mama Dodo . . .“

Solche Liebesausbrüche des Zweijährigen erschüttern die harte Frau, sie muß Dodo auf den Schoß nehmen, streichelt ihn, küßt ihn zärtlich, sagt: „Ja, ja, gutes Kind, liebes Kind.“ Aber die Arbeit ruft, die häßliche, gemeine Pflicht, sie setzt das Kind ab, das nun zuberzitternd um ein Lied bittet: „Mama Dodo Schlaf einsingen.“ Noch einmal nimmt sie ihn kurz auf den Arm, noch einmal hat Dodo seine Armechen fest um ihren Hals geschlungen, seine Wange an ihre gepreßt, küßt sie, wohin der kleine Mund trifft, aber es geht nicht, sie ist schon sehr im Rückstand mit aller Arbeit, der Knabe muß sich allein verweilen. Sie schleppt alles nur irgendwie Entbehrliche an, schiebt einen Sandhaufen auf dem Balkonwinkel, ruft Spielgenossen herein oder schiebt ihn zu ihnen auf den Hof, der groß, lauber, sonnig und mit Gras bewachsen ist. Nun glaubt sie ihn auf gute Weise los zu sein, atmet auf, . . . da peitscht sein hilfloses sehnüchtes Weinen sie von neuem, sie muß ihn hereinnehmen. „Bleib doch im Hofe“, sagte sie mit gut verhaltenem Aerger. „Sonne scheint, Kinder spielen mit dir.“ „Will Mama gehn, will nicht spielen,“ sagt Dodo, „laß Mama bleiben . . . ja, ja, Mama gut, weißt du?“ Er lacht unter Tränen, so wohl ist ihm, wieder bei der Mama zu sein, kuschelt sich an sie und schnurrt vor Vergnügen wie ein Kästchen.

Das wiederholt sich etliche Male am Tage, nichts läßt sich tun, er ist von Mama nicht fortzubringen. Abends, wenn Mama mit Klidarbeit unter der Hängelampe sitzt,

die andern Kinder sich still im Nebenzimmer mit Schulaufgaben, Spiel oder Handarbeit beschäftigen, ist Dodo wieder der Störenfried, vor dem Mama nirgends flüchten kann. Umsonst, daß sie ihn mit Obst, Raschwerk, Bilderbüchern und Bleisoldaten abzulenken sucht. Er ist mechanisch, ohne seine Versuche, auf Mamas Schoß zu gelangen, zu unterbrechen. Mit dem Kinde auf den Knien kann die Frau nicht arbeiten, und schlafen will Dodo nicht gehen. Er wartet, bis Mama zu Bett geht, um zu ihr unter die Decke zu kriechen. Das ist das Schönste, das sich denken läßt. Wie ein kleines, frierendes Vögelchen schmiegt er sich dicht an seine Mutter, seine Augen und sein Mund lachen vor Entzücken. Mit den Armechen um ihren Hals, seinen Kopf an ihrer Wange oder Brust, schläft Dodo ein.

So vergeht ein Tag wie der andere. Dodo ist ein wunderbares Kind, die Mutter weiß es ganz genau, nur in dem einen Punkt ist er nicht zu behandeln. Schließlich läßt sie das Schelten sein, obwohl sie aus ihrem Gesichte eine vorwurfsvolle Sorge nicht verbannen kann. Sie schlägt auch diese Sorge zu dem Martyrium ihres Lebens, sie ist so müde und abgeradert, seit sie auch in den Nächten zu keinem rechten Schlaf kommt, denn das Kind in ihrem Arm, das sie auf ihre Weise liebt und das sie aus solchem Restchen nicht verjagen will, stört sie, daß sie ein Kreuz mehr oder weniger nicht mehr zählt.

So merkt sie auch das Hinschwinden des Kindes nicht. Wohl wundert sie sich manchmal flüchtig, daß er so leicht wie eine Feder ist, wenn sie ihn aufhebt, daß er so müde und klein in ihrem Arm hängt, und daß er immer häufiger schlafen gehen will: Mama auch schlafen gehen! Und er hält ihren Kopf, ihre Hand fest, kost und küßt die schwierige, verarbeitete.

Mama sagt jetzt selten böses Kind, oder Dodo ahnt dunkel, daß er im Wege steht und daß er eigentlich zuviel auf der Welt ist. Seine Zärtlichkeiten sind manchmal wie eine Bitte, sein Dasein zu entschuldigen. Er hat es sich wohl gemerkt, daß Mama einmal fast weinend sagte: „Qual mich doch nicht so, wir müssen essen, und wer soll denn Geld verdienen, wenn Mama den ganzen Tag mit dir vertut!“ Das will ihm nicht aus dem Herzen, er fühlt darin ein Weh und so trau-

rig macht es ihn, daß Mama seinetwegen weinen mußte. Ja, er weiß, er ist ihr Last, aber er hat ja nichts in der Welt, als seine Mutter und seine armselige, glühende, tyrannische Liebe zu ihr, und dieses Besitztum verteidigt er mit seinen schwachen Kräften.

Daß er so oft müde wird, ist sehr gut, er schläft oft in einem Winkel ein und Mama kann ihn zeitweise vergessen.

Als er vier Jahre alt ist, klein, zierlich, zerbrechlich und sehr blaß, besuchen sie zu Alexseens Vaters Grab, das hartgefroren ist, denn die späten Herbstnächte kommen mit klarem Frost. Dodo kniet auf dem Hügel und

sagt: „Wie soll ich denn da hineinkommen, wenn die Erde so fest ist?“

Das gibt der Mutter einen Stich, und nun sieht sie, Dodo ist nur ein Schatten seiner selbst. Es hätte nicht einmal dieser Erhaltung bedurft, die ihn auf ein schmerzliches Krankenlager warf. Das kleine Leben war tief herabgebrannt und das Fieber hatte wenig Arbeit. So schwach war Dodo, daß er nicht einmal Mamas Hand streicheln konnte, die auf der Bettkante lag. Er lächelte mühsam und seine dunklen Augen, die groß in eine andere Welt aufgeschlagen waren, leuchteten ernst und klar. Seine müden Lippen, ganz blaß und

merkwürdig weiß aus dem fiebergeröteten Gesicht fallend, formten Worte, aber die Stimme war ganz fern und so leise, daß Mama sich tief auf seinen Mund neigen mußte, um zu verstehen, was er sagte.

Da raffte Dodo seine letzten Kräfte zusammen, sein erlöschender Blick flammte auf. Mit ungeheurer Anstrengung rieb er sein Köpfchen an Mamas Wange, brachte seinen schmerzhaften Mund an ihr Ohr und bat sterbend: Nicht Mama . . . böse Dodo . . . sagen . . . nein, . . . nein . . .

Als er tot war, lag ein befreites Lächeln auf dem weißen Gesicht, vor Freude, daß er Mama nun nicht mehr im Wege sein mußte.

Am Gardasee.

Von Ossip Kalenter.

Am Abend ziehn die großen Segelschiffe Mit Del beladen, mit Melonen, Wein, Orangen und Zitronen . . . leise ein: Ein Bild, das auch den Härtesten ergreife.

Das Schiffsvolk singt. Die Segel gehen nieder. Die rosa Mole läuft man langsam an. Sie kommen von den Schiffen, Mann für Mann, Betrunknen sich und fahren morwen wieder.

Sie schlafen in den letzten der Spelunken Auf blankem Boden oder etwas Stroh, Und andere, ohne Geld und weniger froh, Sind unterm Tor todmüde hingestunken

Der Morgen ruft sie wieder auf die Schiffe, Sie fahren aus mit Del, Melonen, Wein, Orangen und Zitronen . . . stumm, in Reihn: Ein Bild, das auch den Härtesten ergreift.

Frau Gudula ist praktisch.

Koppenfels war gegen seine langjährige Gewohnheit eine halbe Stunde früher ins Geschäft gefahren. Man soll das nicht. Es rächt sich sofort: denn nur so war es möglich, daß der braune Robler, der einen dringlichen Brief von Fräulein Dolly Scholz brachte, den Adressaten nicht mehr antraf und den diskret parfümierten Brief in die Hände von Frau Gudula Koppenfels legte.

Es war ein rosaroter Brief, der den Vermerk trug: „Eilt sehr!“ Frau Gudula öffnete ihn umgehend und las: „Liebling! Mein neues Heim wird ein Schmuckkästchen! Jedes Möbelstück macht Deinem guten Geschmack Ehre. Aber denke Dir meinen Schreck — Du hast ja die Vorhänge vergessen! Dabei wartet schon der Tapezierer! Bitte, besorge sie sofort, Max, und schide sie durch Boten im Auto! Ach! Ich dreihig also heute abend erwarte ich Dich! Tausend Küsse. Dolly.“

Frau Gudula war eine praktische Frau. Sie bekam keinen Schreckkrampf, sondern jagte zu dem braunen Robler nichts weiter als „Warten Sie!“ Dann ging sie sofort daran, sämtliche Vorhänge von den Fenstern zu reißen. Als auch die letzte Gardine herunter war, widelte sie alles rasch zusammen, übergab dem jungen Mann das Bündel und sagte: „Bringen Sie das sofort der Dame, die Sie geschickt hat!“ Der braune Eilbote legte die Hand ans Köppi und verschwand mit dem Paket, das größer war als er selbst.

Überds gegen halb acht lehrte Max Koppenfels aus dem Geschäft heim. Er hatte noch nicht den Mantel abgelegt, da jagte er schon: „Ich habe umgitterweise gar keine Zeit, liebe Gudula. Underschiedens ist zu acht Uhr dreihig eine Erwartungsstratifikation anberannt worden.“

„Meine Wohnung!“ sagte seine Frau. Dann öffnete sie die Tür zum Speisezimmer.

Max prallte zurück „Nanu . . . was ist denn hier passiert?“

„Sieber Max“, sagte Frau Gudula und überreichte ihm das rosafarbene, duftige Briefchen, „ich habe deiner Freundin sofort die Vorhänge überfandt. Erstens brauchte sie ja sehr dringend welche, da der Tapezierer darauf wartete, und zweitens habe ich mir gedacht, wenn du doch einmal neue Vorhänge kaufst, so will ich sie schon lieber bekommen.“

Viktor Helling.

Krebskrankheit und ihre Bekämpfung.

Die Krebsbekämpfung ist heute noch immer eines der schwierigsten Probleme der modernen Medizin. Noch immer steht man der Krebskrankheit ziemlich ratlos gegenüber. Man kennt weder eine einheitliche Ursache noch einen Erreger, und einzelne unserer Ärzte, vor allem die Gegner allzu schneller chirurgischer Eingriffe weisen darauf hin, daß man in der Medizin überhaupt die Entwicklung einer normal verlaufenden Krebskrankung nicht mehr kennt, da man stets sofort zu operativer Eingriffen schreitet.

Diese Tatsachen sind um so jeltamer, als man sich fast in allen europäischen Ländern mit größter Energie der Bekämpfung des Krebses, der Erforschung der Krebskrankheit widmet. In England wie in Frankreich gibt es große Institute, die ausschließlich der Erforschung der Krebskrankheit dienen. Auch in Deutschland gibt es eine ganze Anzahl von Krebsforschungsinstituten, von denen die größten in Berlin und Heidelberg sind. Daneben besteht in Deutschland ein besonderes Zentralkomitee zur Krebsforschung. Aber leider fehlt noch immer eine internationale Organisation zur Krebsbekämpfung. Es wäre allerhöchste Zeit, daß der Völkerverbund sich auch dieser Frage annimmt, denn der Krebs ist auch heute noch eine der gefährlichsten und vernichtendsten menschlichen Erkrankungen, die nur durch gemeinsame Zusammenarbeit aller Länder erfolgreich bekämpft werden kann. Der Krebserreger ist noch immer ein Problem der medizinischen Forschung.

Der Krebs ist stets eine lokale Erkrankung. Er besteht vor allen Dingen darin, daß einzelne Zellen des menschlichen Körpers sich in ihren Funktionen plötzlich unabhängig vom Gesamtorganismus machen und sich auf eigene Faust weiter entwickeln. Dadurch zerstören sie die liegenden Zellen und gefährden schließlich den ganzen menschlichen Organismus. Die Krebszellen sind also ihrer Tätigkeit nach Parasiten, die sich von anderen Zellen des menschlichen Körpers nähren. Ihnen fehlt aber eine andere wichtige und charakteristische Eigenschaft,

sie sind nämlich keine Fremdkörper im menschlichen Organismus, sondern gehören als reguläre Zellen dem menschlichen Körperhaushalt an. Und hier beginnt nun das große und noch völlig ungelöste Problem der Krebsforschung. Niemand weiß nämlich bisher, wodurch und auf welche Weise plötzlich einzelne Zellen des menschlichen Körpers diese parasitäre Tätigkeit als Krebszellen aufnehmen. Bisher hat man lediglich festgestellt, daß die Ursachen für die Krebskrankungen sehr verschiedener Art sind. Der Krebs kann auftreten aus Grund physikalischer Ursachen, nämlich nach Verbrennungen, er kann auf chemische Ursachen zurückzuführen sein, so zum Beispiel bei Teer- und Anilinfärbungen. Er kann bakterielle Ursachen haben und als Nacherkrankung bei Grippe, Tuberkulose oder Syphilis auftreten, und er kann schließlich auch noch durch tierische Parasiten, durch Würmer, verursacht werden. Das Krebsproblem wird nicht eher gelöst sein, bis man nicht für alle diese verschiedenartigen Ursachen eine letzte einheitliche gefunden hat. Und bis man diese nicht gefunden hat, so lange wird es auch kein wirksames Heilmittel gegen den Krebs geben. Man macht heute in der modernen Krebsbehandlung Versuchsversuche mit Radium, und in der Tat zerstören die Strahlen dieses Elementes die gefährlichsten Krebszellen und verhindern ihre Weiterentwicklung. Diese Behandlungsmethode hat sich bisher als sicherste herausgestellt, aber es besteht eine große Schwierigkeit, sie in den Dienst allgemeiner Krebsbehandlung zu stellen: die gewaltigen Preise des Radiums, die seine Verwendung fast unmöglich machen. Um auch hier Hülfe zu schaffen, hat man in England zu einer Sammlung aufgerufen, für die die Regierung sofort 100.000 Pfund Sterling zeichnete.

Ein solches Vorgehen verdient auch in Deutschland Nachahmung. Denn der Krebs gehört noch immer zu den schlimmsten Schädlingen am Volkkörper, und seine Bekämpfung kann nur auf der breitesten Basis durchgeführt werden.

„Die Kuh“.

Kuslag eines 10jährigen Volkshülers.

„Die Kuh ist ein Säugetier und ein Haustier.“

Sie hat sechs Seiten, links und rechts, oben und unten, hinten und vorn.

Sie ist überall mit Rindleder bezogen, hinten hat sie einen Schwanz und einen Büschel daran. Damit jagt sie die Fliegen weg, damit sie nicht in die Milch fallen.

Vorn ist der Kopf, damit die Hörner daran wachsen und das Maul May darauf hat. Die Hörner braucht die Kuh zum Stoßen und das Maul zum Brüllen.

Unten an der Kuh hängt die Milch. Die ist zum Trinken eingerichtet. Wenn die Leute daran ziehen, kommt die Milch heraus. Die

Milch wird niemals alle, die Kuh macht immer mehr. Wie sie das macht, haben wir noch nicht gehabt.

Die Kuh hat einen feinen Geruch. Man riecht sie schon von weitem, denn das macht die gute Landluft.

Der Mann von der Kuh ist der Dohle, er steht genau so aus, wie die Kuh, nur hängt unten keine Milch dran. Darum ist der Dohle auch kein Säugelieb. Der Dohle ist ein Schimpfwort.

Die Kuh kriegt jedesmal ein Kalb, wie sie das macht, weiß ich nicht. Mein großer Bru-

der weiß das schon. Das Kalb nährt sich durch Nudeln.

Die Kuh lebt von Gras, Kartoffelschalen und Butterblumen. Wenn das Futter gut ist, macht sie gute Milch, wenn das Futter schlecht ist, macht sie schlechte Milch, wenn es donneret wird die Milch sauer. Die Kuh braucht nur wenig Nahrung. Was sie einmal gegessen hat, ist sie öfters, weil sie alles wiederkaut, bis sie ganz satt ist. Wenn sie einmal runterschluckt, dann rülpsht sie und dann hat sie das Maul wieder voll.

Wehr weiß ich nicht."

Die Dirne Elisa.

Von Edmund de Goncourt.

Als Gegenstück zu der kürzlich im „Bücherkreis“ neu herausgegebenen „Germine“ (1865), erscheint jetzt im Verlag Kadon u. Co., Dresden, Goncourts Roman „Die Dirne Elisa“ („La fille Elisa“, erschien 1878, nach dem Tode des Bruders Jules de G.), ebenfalls in der Uebersetzung von Bernhard Jolles. (In Ganzleinen 3.50 Mark). Mit Genehmigung des Verlags geben wir nachstehenden Abschnitt daraus wieder:

Jetzt war es Zeit. Elisa knüpfte sich einen weißen Schal um den Hals, setzte einen schwarzen, mit roten Geranien garnierten Samthut auf und zwangte sich in die mit Hofensell gefütterte Jacke, die allen Mädchen des Hauses zur Verfügung stand und abwechselnd von ihnen getragen wurde.

Ob es draußen regnete, schneite, stürmte oder froh, ob sie gesund oder krank war: Elisa war verpflichtet, ihre Stunde abzukaufen, und kein Weiter befreite sie von dieser Pflicht.

Sie trat aus dem dunklen Hausflur, auf dessen feuchtschänzende Mauern die Treppensampe einen rötlichen Schein warf, und gewann das Trottoir, das das Feld ihrer Tätigkeit war. Das Trottoir zog sich an alten, nordöstlich in ständ gesetzten Baracken hin. Hier und da sprang ein im letzten Jahrzehnt entstandenes Haus, das die neue Baufluchtlinie innerhaltlich gezwungen war, ein Stück zurück, und dazwischen wuchsen Presssteine auf, die die Einfahrt in einen Hof flankierten. Wenn es einmal längere Zeit regnete, trat das Wasser aus dem Rinnstein und überflutete die Straße.

Sie ging, mit erpöckelnden Schritten, auf dem Trottoir auf und ab, hob ihren Rod auf, drehte den Kopf nach links, nach rechts, sah sich um, sobald sie ein Paar Sohlen auf dem Pflaster klappern hörte, und flüsterte, wenn es ein männliches Wesen war: „Du, Kleiner, hör' doch mal!“

Sie ging und kam rasste ihren Rod noch ein wenig höher und ließ bis zum Knie die provozierende Weiße ihrer gut modellierten Beine unspannenden Strümpfe sehen.

Sie ging und kam, wiegte sich in den Hüften und ließ ihren gestärkten Unterrock rauschen, so daß es kläng, als führe ein Reifgehörn über weiches Laub.

Sie ging und kam, trat jedem Vorübergehenden in den Weg, mit einem leisen Wippen des Körpers, das an die lustige Bewegung einer Gaucantängerin erinnerte.

Sie ging und kam. Sie ging durch die Finsternis, streifte an feuchten Mauern hin, ein Schatten überhüschte oder der Lichtstreif einer Gaslaterne rief sie, zeigte ihre Rundungen oder ihre Schlantheit und die Annuit ihres Ganges.

Elisa ging das Trottoir hinauf und kehrte auf dem Trottoir zurück. Und dabei war sie zugleich schamvoll und herausfordernd, kühn und

furchtsam, angriffslüsternd und zur Verteidigung bereit. Fünfzig Schritte — fünfundschwanzig von der Haustüre aufwärts und fünfundschwanzig abwärts — umfaßte Elisas vorschrittsmäßiger Geschäftsgang, dessen Grenzort das Haus Nr. 17 und ein leerer Bauplatz bildeten. Auf diesem Gange kam sie an der Werkstatt eines Schuhflechtlers vorüber, der, als Geschäftsschild, zwei Stühle mit durchlöcherter Rohrsitzen über seiner Tür aufgehängt hatte, dann bei einem Fleischhahnenverkäufer, dessen eines, etwas zurückliegendes Fenster tagsüber von einem Schmalbäcker gemietet war, vor einem Friseurladen, dann an dem schwarzen Haus, an dessen Fenstergitter der bei einer Schlägerei abgerissene Uniformkragen eines Linienfeldaten wie eine kleine Fahne im Winde flatterte . . . und wenn sie weiterging, sah sie den Eingang zu dem Weinschank, in dessen Hinterstube Sonntags getanzt wurde. Dann stand sie vor einem Handwagenschuppen, an dem sich eine Darmfalten-spinnerei angeschlossen, die mit blutrot gemalten Violinen auf sich aufmerksam machte. Und zuletzt kam ein Zaun, hinter dem die Ruine eines eingestürzten Hauses stand. Vor diesem Zaun wandte Elisa sich um und begann ihren Weg von neuem, misßmütig darüber, daß sie gezwungen war, dieselben Häuser, dieselben Auslagen, dieselben Mauern sechzigmal in einer Stunde zu sehen.

Wenn sie es ermöglichen konnte, wählte Elisa für ihren Gang die Zeit, in der die Nacht den Tag in ihren mütterlichen Schoß aufnimmt. Sie liebte dieses bleiche Licht, in dem die Konturen der Giebel verschwammen, das Blau des Himmels leise in ein dunstiges, silbernes Grau hinüberwechselte, und in einer unwillkürlichen Ferne die zitternden Strahlen des Abendsterns über das verdämmerte Tageslicht zu triumphieren begannen.

Wie mit einem Zauber Schlag löschte die Finsternis die letzten Tageshatten aus, der Himmel farbte sich schwarz, die Dinge, die eben noch nahe waren und unverbüllt ihr häßliches Gesicht gezeigt hatten, schienen entrückt und wie verklärt durch das Dunkel, das ihre Wölbung einhüllte. Vor den kleinen Hotels, die Zimmer für Tage und Stunden anbieten, zündete ein schmiegiger Hausnecht die runde, trübe brennende Laterne an. Die Straße wurde menschenleer, und nur von Zeit zu Zeit stolperte ein Betrunkener, dessen Durst noch nicht gelöscht war, in die nächste Schänke, die er auf seinen unsicheren Beinen erreichen konnte. Die Läden wurden geschlossen. Aber im Schaufenster des Friseurs brannte noch eine klackernde Gaslampe und warf ihr Licht auf Pomadendbüchsen, auf Flaschen mit einer grün oder lila gefärbten Flüssigkeit und auf zwei kleine Büsten. Die eine stellte einen Kegerlnaben dar, mit roter Weste und himmelblauer Krawatte, der den Mund zu einem freundlichen Grinsen verzog

und auf einem gelockten Kopf ein graues Hüthen trug. Die andere Büste war ein hübscher, junger Mann mit blonder, sorgfältig gezeichnete Frisur, einer weißen, von einer Nadel zusammengehaltenen Kravatte und einem aufgedrehten Schnurrbartchen. Dieser nette, junge Mann, dessen Büchsen rosig glänzten, hatte einen schwarzen Hut auf dem Kopfe und wirkte durchaus stugerhaft.

Da Dinge, die im Hellen stehen, in der sie umgebenen Finsternis die Blicke auf sich ziehen, hemmte Elisa, sooft sie an den beiden Büsten vorüberkam, unwillkürlich den Schritt und starrte, ermüdet und abgestumpft vom ewigen gleichen Trott ihres Weges, die beiden Puppen mit leeren Augen an.

Blöglich fuhr sie, wie erwachend, auf, zog den Rod fester um die Schenkel, warf den Kopf zurück und setzte ihren Marsch fort. Aber je öfter sie die ihr zugemessenen fünfzig Schritte auf dem glitschigen Pflaster ging, desto mehr verlor ihr Gang seine herausfordernde Straßheit und wurde müde und schleppend.

Dann verlor auch das Licht im Friseurladen, und die Straße vereinsamte vollends. Nur Elisa ging weiter hin und her, hin und her . . . und die einzige Begleitung, die sie fand, war ihr Schatten. Wenn sie an dem Bauzaun, dem Ziel ihres Weges, angelangt war und vor einem der weißen Plakate, mit denen man den Zaun überklebt hatte, stehenblieb, um Atem zu schöpfen, dann fiel ihr Schattenbild in seltsamer Verzerrung auf das helle Papier. Sie erschauderte, wenn sie es sah. Denn es glich den Karikaturen alternder Vorstadtdirnen, wie sie ihr, beim Durchblättern eines Wipplattens, zuweilen ein unerklärliches Frösteln über den Rücken gesagt hatten . . .

„Die Kulturleistungen der Menschheit“.

Wie und wann wurde die Grenze zwischen Tierheit und Menschheit überschritten, wann ist der Tiermensch Kulturmensch geworden, das heißt, wann hat er in seiner aus jahrhundert- und jahrtausendelangen Erfahrungen geschöpften Geistesentwicklung bewußt diese Erfahrungen sich nutzbar gemacht, in der Formung der ersten primitiven Werkzeuge, in der Verwendung des Feuers zu seinem Schutze die Elemente besiegen gelernt? Und welches ist der Weg aus den steinzeitlichen Kulturen, aus den Zeiten dieser Vormenschen die Jahrhunderttausende hindurch bis auf unsere Zeit?

An einer großen, zusammenfassenden Geschichte der Entwicklung der menschlichen Kultur hat es bisher gefehlt, sie wird uns jetzt in einem grandiosen Standardwerk Hermann Schneiders, Professor der Philosophie und der Pädagogik an der Universität Leipzig gebracht, dessen erster Band soeben im Verlage J. F. Weber in Leipzig erschienen ist. („Die Kulturleistungen der Menschheit“. I. Band: „Die Völker des Altertums“, XIV/672 Seiten, Legatformat, mit 3 Tafeln. Preis M. 27.50, Geb. M. 30.—) In dem zweiten, das Werk abschließenden Bande, wird die Geschichte der Kultur der Völker Europas in der Neuzeit (seit 1200 nach Christi) behandelt werden. Hermann Schneider, von dem u. a. ein Werk „Philosophie der Geschichte“ bekannt geworden ist, hat an dieser einzig dastehenden Kulturübersicht 25 Jahre gearbeitet und er hat in dieser Lebensarbeit ein Werk geschaffen, dessen Latzchen- und Gedankenreichtum selber unter die Kulturleistungen der Menschheit eingerechnet zu werden verdient. Als Philosoph und Historiker hat er damit gleichermaßen Großes geleistet und dies in einer Form, die es nicht bloß für Gelehrte, sondern für breitere Kreise

zugänglich und wertvoll zu machen, geeignet erscheinen läßt. Ein ungeheurer Stoff ist hier bewältigt worden, alle Hauptkulturen sind systematisch bei jedem einzelnen Volke nach Staatsverfassung, Dichtung, Bildkunst, Wissenschaft, Musik und Weltanschauung dargestellt und aneinandergerichtet.

Von der Stoff- und Wissensfülle dieses Werkes, das ebenso als Lernbuch wie als Nachschlagewerk von Bedeutung ist, wird man eine Vorstellung erhalten, wenn man die im Inhaltsverzeichnis enthaltenen Kulturgebiete, die hier behandelt werden, betrachtet. Im ersten Buch des 1. Bandes sind bearbeitet: Die Kultur des Neandertalermenschen, Die Kultur des „Aurignac“-Menschen, Die Kultur der Jungsteinzeit in Europa. Das zweite Buch behandelt die Kulturen der älteren Schiffsfinder: Die Kultur der alten Ägypter, der Babylonier und der alten Kreter. Drittes Buch: Kulturen der ersten großen Schriftführer und Voller: Indier und Juden, die alten Perier, die Hellenen, die Römer, Romäer und Byzantiner. Im Anhang: Die Kultur der alten Indier, Die Kultur der alten Chinesen.

Dieses umfassende, bedeutende Werk, das turformen und Kulturleistungen Seinesgleichen sucht, ist nicht bloß eine Anwanderung des Tatsächlichen, der Stoff ist auch durchsicht und geistvoll durchleuchtet. In seiner Universalität ist es kaum zu überbieten und sollte darum in der Bibliothek jedes Gebildeten und nach Bildung Strebenden seinen Platz finden.

Was mancher nicht weiß.

In den Tropen kommt eine „hustende Pflanze“ vor, deren Frucht ähnlich wie unsere breite Bohne aussieht. Es handelt sich um eine besonders empfindliche Pflanze von großer „Erregbarkeit“, um ein Gewächs, das „leicht in Wut gerät“, wenn es nur vom geringsten Staub belästigt wird. Seine Blätter besitzen als Atmungsorgane ausgesprochene Luftkammern, und sobald die Oberfläche derselben auch nur von einigen Staubkörnern bedeckt wird, pflanzt sich dieser Reiz nach innen fort. Die Kammern füllen sich mit einem besonderen Gas und schwellen immer mehr an, bis sie schließlich mit einer Explosion platzen und dabei ein Geräusch ausstoßen.

Das in dem Moos und den Flechten unserer Dächer lebende Bärtchen (Macrobium fusoides) kann jahrelang das Eintrocknen überdauern. Sobald Wasser an das eingetrocknete Tier herantritt, beginnt das Erwachen aus dem Scheintod.

Der graufame Pharaos Cheops, welcher seinen Lebensabend hauptsächlich in der Erbauung einer möglichst großen Grabpyramide sah, stürzte sich dieses Unternehmens wegen in eine ungeheure Schuldenlast. Seine Tochter gab sogar ihren Körper der Schande preis, um Geld für den Pyramidenbau zu erwerben.

Im Mittelalter war es Sitte, die Leichen der in weiter Ferne Verstorbenen zu zerstückeln und die Stücke so lange im Wasser und Wein zu kochen, bis sich die Knochen vom Fleische lösten. Während die Gebeine in die Heimat gebracht wurden, fand die Bestattung an Ort und Stelle statt. Auf diese Weise wurde z. B. die Leiche Barbarossas behandelt.

Im Kanton Zürich gab es früher einen sogenannten Scheidungsturm. Zwei scheidungsstüchtige Ehegatten wurden 14 Tage hindurch in ein gemeinsames Turmzimmer gesperrt. Hatten sie nach Ablauf der Frist noch Lust zur Scheidung, so wurde sie ausgesprochen, meist aber erklärten sie nach wenigen Tagen, daß sie nicht mehr an die Scheidung denken.

Merlei.

Was kostet ein Bienenschwarm? Ein interessanter Prozeß wurde vor kurzem in Chicago geführt. Zwei Bienenzüchter hatten 175 Bienenschwärme, die schätzungsweise 20,000,000 Bienen enthielten, per Bahn von Alabama nach Chicago befördern lassen. Die Bienen kamen alle tot an. Das Dach des Eisenbahnwagens war nicht wasserdicht. Erst kam Regen durch und dann Frost es. Die Bienen gingen zugrunde. Ihre Eigentümer verklagten die Eisenbahngesellschaft auf 50,000 Dollar Schadenersatz. Das Gericht aber entschied, daß 6300 Dollar genug seien, um den Schaden zu decken. Durch diesen Gerichtsspruch wurde der Wert einer Biene auf etwa 0,13 Pfennig eingeschätzt.

Das „Brennen“ der Brennnessel. Der Schmerz, den die Brennnessel beim Berühren verursacht, ist richtig gesprochen, kein „Brennen“, sondern ein Stechen, ähnlich dem Bienenstich. Und dieses Stechen wird hervorgerufen durch die feinen Haare der Pflanze. Diese sind sehr spröde, brechen bei der Berührung ab und bringen in das Fleisch ein. So kommt ein leichter Stich zustande, der allerdings an sich noch nicht das unangenehme Brennen verursacht. Dieses und das Zustandekommen knotenartiger Hauterhebungen, der sogenannten Quaddeln, wird in der Hauptsache durch die Ameisensäure hervorgerufen, die in der Brennnessel enthalten ist, und das stechende Haar hat die Möglichkeit geschaffen, diese Säure in das Fleisch eindringen zu lassen. Verwelkte Brennnesseln bringen das Stechen nicht mehr hervor, da dann die Brennnesselhaare schon so schlaff geworden sind, daß sie nicht mehr abbrechen und bei der Berührung nicht mehr in das Fleisch eindringen können. Legt man Brennnesseln, die schon etwas vertrocknet sind, einige Zeit in kaltes Wasser, so daß sie wieder aufgespritzt werden, erhalten auch die Pflanzen bald wieder ihre alte Stacheligkeit.

A. M.

Weiteres.

Entfesselung. „Meine Schwiegermutter fällt mir auf die Nerven“, sagt Kund. „Sie zieht sich an wie ein Badfisch, beginnt aus Kofferterrie zu kispeln und hat sich einen 17jährigen Geiger als Freund angeschafft.“ — „Schauderhaft.“ — „Das ist noch gar nichts. Jetzt verlangt sie von meinem Schwiegervater, er soll mit ihr nach der Riviera fahren.“ — „Na, das wäre noch kein Verbrechen.“ — „Ja, aber sie will während der ganzen Reise Opa zu ihm fagen.“

Der gute Ruf. Vofel macht dunkle Geschäfte. Vofel hat schon immer dunkle Geschäfte gemacht. Vofel ist auch schon ein paarmal erwischt worden. Aber in den letzten Jahren macht er die dunklen Geschäfte so im dunkeln, daß er beinahe den Ruf eines anständigen Geschäftsmannes hat. Aber trotz seines großen Vermögens verweist er nie. Weder im Sommer, noch im Winter. „Warum gönnst du dir nicht auch einmal eine Erholung?“ fragt ihn ein alter Freund, „fahre doch einmal vier Wochen an die See.“ — „Das kann ich nicht. Das schadet meinem Ruf.“ — „Wie?“ — „Wenn ich wirklich einmal vier Wochen verreisen würde, würden alle Leute sofort sagen: Vofel sitzt schon wieder!“

Erklärlich. Frau R. wird ins Krankenhaus gebracht und zuerst gebadet. Entschuldigend sagt sie: „Mein Mann ist nämlich Schornsteinfeger.“

Die Film-Diva. Zwei Filmstars trafen sich nach mehreren Monaten in Hollywood wieder. „Was hast du denn auf der Reise alles erlebt, liebe Maus?“ fragte die erste. — „Ach, nicht sehr viel, nur zwei Hochzeiten; aber jetzt bin ich schon wieder geschieden.“

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Bay, Druck- und Verlagsanstalt, Lepthy-Schönau, Tischlergasse.

(5. Fortsetzung.)

Außer dem Vorrecht des Doppelschrittes erluft sich der Bauer noch zweier weiteren Vorrechte, des Schlagens im Vorbeigehen und der Umwandlung.

Das Schlagen im Vorbeigehen (en passant.) Steht ein weißer Bauer auf der fünften Reihe (ein schwarzer analog auf der vierten Reihe) und der gegnerische benachbarte Bauer macht den zulässigen Doppelschritt, so kann ihn der weiße Bauer schlagen, als ob der schwarze (weiße) Bauer nur ein Feld vorgerückt wäre.

Nehmen wir als Beispiel die sogenannte Steinitzsche Spielweise in der französischen Partie an, die durch folgende Eröffnungszüge gekennzeichnet ist: 1. e2-e4, e7-e6 (französische Partie), 2. e4-e5 (Fortsetzung von Steinitz*). Entgegnet nun Schwarz, sein Vorrecht auf Doppelschritt benützend, mit 2... d7-d5 (siehe Bild 6), so kann Weiß den Bauern schlagen, wie wenn dieser nur nach d6 gezogen wäre, also 3. e5x d6 e. p. (Bild 7). (Mit x wird das Schlagen bezeichnet, e. p. heißt en passant.)

Vor dem Schlagen e. p.

Bild 6.



Nach 1. e2-e4 e7-e6

2. e4-e5 d7-d5

Nach dem e. p. Schlagen.

Bild 7.



Nach 1. e2-e4 e7-e6

2. e4-e5 d7-d5

3. e5x d6 e. p.

Von dem Vorrecht des Schlagens e. p. (im Vorbeigehen) muß der Spieler sofort Gebrauch machen, sonst begibt er sich des Rechtes freiwillig.

* W. W. Steinitz war der erste anerkannte Weltmeister im Schach, bis ihn Emanuel Lasker besiegte und die Weltmeisterschaft gegen alle Anwärter Dezennien hindurch erfolgreich behauptete. Schließlich unterlag auch Lasker im Wettkampf gegen Capablanca, dem er den Titel abtreten mußte.